

**"Ich bin jetzt tot..."**

*Das Testament der Anyuak / Warten auf den Tod / Der Tod tritt ein /  
der Nachlass / Warum bist du nicht tot / Sturz aus dem fahrenden Zug /  
der Skorpion in der Windjacke / ein Felsbrocken schliesst den Himmel der  
Provence / mit der Lawine talabwärts / im Rapafluss ertrinken /  
verdurstet / der Tod in der Asche / Flucht im Kugelhagel /  
Ich bin jetzt tot / und wo sind die andern / Wie schön dass jemand noch  
raucht / Happy end unter Lärchennadeln*

Jeder Anyuak bereitet sich rechtzeitig auf das Leben nach dem Tode vor. Selbst noch jüngere Männer regeln ihren Nachlass durch eine Art von letzter Verfügung. Weil die Anyuak weder Papier besitzen noch sich in Schriftsprache ausdrücken, müssen sie ihr Testament auf mündliche Weise belegen lassen und es in einem lebenden Menschen verwahren. Dieser Mensch ist ein auserwählter Freund, der ausserhalb des interessierten Verwandtenkreises steht und welcher natürlich das volle Vertrauen des Sterbenden genießt. Die nicht nur sinn- sondern auch wortgetreue Ueberlieferung des Testaments wird nicht nur durch die enge Freundesbeziehung garantiert sondern auch durch den tödlichen Fluch, der auf jeden fällt, der den letzten Willen einer toten Person entstellt oder nur ungenau wiedergibt. In nächtlichen Sitzungen wird der letzte Wille dem besten Freund mitgeteilt; dieser spricht jedes Wort nach und wiederholt es während Tagen so lange, bis das ganze Testament fest in seinem Gedächtnis eingehämmert ist. Während den kommenden Tagen, Wochen, Monaten oder gar Jahren wird der Vertrauensmann sich immer wieder vergewissern, dass der letzte Wille seines Freundes noch fest in seinem Gedächtnis verankert und keine Silbe aus seinem Bewusstsein gefallen ist. Wenn der Mann schliesslich stirbt wird ein wichtiger Teil seines Geistes noch zurückbleiben, bis zum Augenblick der Veröffentlichung bestens aufbewahrt im Munde seines Freundes.

Wenige Wochen nach seinem Tod ruft der Freund die Dorfbewohner zusammen, um ihnen das Vermächtnis des Verstorbenen mitzuteilen. Während den letzten drei Nächten vor seinem öffentlichen Auftreten wird der Vertraute des Toten kein Auge zutun, wird sich immer wieder die Rede des Verstorbenen in Erinnerung rufen, solange bis es schliesslich in seinem ganzen Bewusstsein keinen Raum mehr hat für einen andern Gedanken als diesen letzten Willen des Toten und er - stetig tiefer in die Persönlichkeit seines verstorbenen Freundes versinkend - langsam seine eigene Identität verliert. Wie er von Schwäche und Schlaflosigkeit gezeichnet ausgemergelt und bleich vor die Bewohner des Dorfes tritt erscheint er den Lebendigen als die wahrhaftige Verkörperung des Toten. Wie der Stellvertreter des Verstorbenen zu reden beginnt, durchdringt jedes Wort wie kalte Luft die wartenden Körper der Hinterbliebenen und lässt sie für einen Augenblick den Atem des Toten spüren, zwingt sie, dem Tod für eine kurze Zeit ins abwesende Gesicht zu sehen. Ein Schauer fährt über den Platz, ein Schauer von vergangener Nacht und kommendem Tag, von Schatten und Licht, Leben und Tod. Der Wunsch des Verstorbenen ist den Ueberlebenden heilig, denn die Anyuak fürchten jeden Tod, der nicht aus dem Leben wächst sondern aus dem Nichts kommt.

Sie sind leise im tiefen Dunkel zum Dorfplatz gekommen, unsichtbare Schatten der Nacht, setzen sich fröstelnd auf den nackten Boden. Kein Wind rührt sich. Die Vögel schlafen. Kälte kriecht die Beine hinauf, zieht in die dünnen Knochen der Männer, spannt ihre brüchige Haut bis sie reisst. Die Wände der Nacht splintern ab, Scheibchen um Scheibchen lösen sie sich vom dunkeln Hintergrund und zerbröckeln in Staub, zerfallen in dumpfes Licht. Kleine Feuer ziehen sich vor Kälte zusammen und beissen sich am eigenen Rauch fest. Hunde verkriechen sich in die letzte Asche der Nacht, schliessen nochmals die Augen. Es ist bald fünf Uhr. Die kalte Sonne wirft aus ihrem Abgrund eisige Schatten über den kommenden Tag; wie ein Spinnennetz aus zerrissenen Träumen und durchbrochenem Schlaf bringen sie die feuchten Gräser zum Zittern. Das Licht nähert sich grau und schwer, nass und trüb. Die Männer ducken sich, ziehen ihre Köpfe unter die Schultern, schliessen sich wie Blumen. Manche verkriechen sich in grosse, weisse Tücher, andere verschnüren ihren nackten Körper mit ihren langen Gliedern, halten sich so die Seele fest. Wie geknickt sind alle Köpfe nach vorne gebeugt, hängen tief über dem Boden. Es ist immer noch völlig windstill, alles bleibt bewegungslos. Die Männer kauern wie schwere Steine in der menschenleeren Wüste, zur Hälfte noch im Dunkel der Nacht, zur Hälfte bereits in der Tiefe der Erde.

Die Männer scheinen zu warten, auf das warme Licht, auf das Ende der Nacht, auf den kommenden Tod. Die leblosen Steine ziehen sich zurück in ihr Innerstes, warten dort auf die Berührung eines erlösenden Wortes.

Endlich kommt der Tod. Langsam und fast unbemerkt tritt er in den Kreis der Lebenden. Steht still. Wächst mit dem einfallenden Licht. Als wäre eine Säule zu den Steinen hinzugekommen ragt er angewurzelt aus der Erde. Die Steine rücken zusammen, Körper rührt an Körper. Einige heben ihre Köpfe, andere zerreißen blossvorsichtig die verklebten Schlitze ihrer Augen. An einem Meer würden man jetzt sehen, wie Wellen schwarz über die nackten Körper der Steine kriechen, sie für einen Augenblick kalt umschliessen und sich dann wieder langsam zurückziehen, noch beim Fortgehen den kalten Schauer von glitschiger Berührung zurücklassend; hier aber ist es das wachsende Licht der Dämmerung, welches den Steinen die schwarze Haut der Nacht vom Leibe zieht, rohes Fleisch offenlegt, die Körper bei jeder Berührung mit dem Licht vor Schmerz aufzucken lässt. Wie die Stille anhält, breitet sich ungeduldige Unruhe aus. Die Körper rücken nun noch näher zueinander, suchen sich Verstecke.

Der Tod hält in seiner rechten Hand einen langen Speer. Scharfkantig sticht der Speer in den Himmel. Der Tod trägt ein weisses, langes Tuch. Das Tuch ist über der linken Schulter zusammengeknüpft. Die rechte Schulter des Todes und seine ganze rechte Seite sind frei; deutlich sieht man die schwarzen Knochen des Schulterblatts und des rechten, gewinkelten Arms, die Löcher in seinem Kopf und die vogelähnlichen, langen Stangen der dünnen Beine. Die Augen des Toten liegen tief in ihren Höhlen, ohne Pupillen, voll von verlorenem Glanz.

Wie die Männer zum Tod hinauf sehen erscheint er ihnen wie ein leeres Zeichen, wie eine mit schwarzer Tusche auf bebender Luft geschriebene Kalligraphie. Die Leute

versuchen darin zu lesen, einen Sinn zu finden. Aber es gibt nichts von sich, steht bloss aufrecht und bewegungslos im Raum, als wäre es eine überdimensionale drahtige Skulptur ohne Körper: seine durchsichtige Gegenwart scheint sich selbst zu genügen. Die su-chenden Blicke und Gedanken stossen nirgends auf einen Inhalt, zerlaufen sich im Leeren.

Allmählich schält sich der Tod aus der schweren Masse der Nacht. Seine Umrisse werden deutlicher. Der Speer scheint sich zu bewegen, in ein leichtes Zittern zu geraten. Die Spannung steigt.

Endlich bricht der Tod das Schweigen. *"Ich bin jetzt tot"*, sagt er ganz leise, so als wollte er gar nicht gehört werden. Aber alle haben den Satz deutlich vernommen, auch wenn manche nicht sicher sind, ob sie den Satz gehört oder nur selbst gedacht und eigenen Gedanken zugeflüstert haben. Dem Satz folgt Schweigen, und dem Schweigen folgt eine Welle kalter Luft. Manche beginnen zu husten. Die Sonne nähert sich, beginnt sich schichtweise Licht in den Himmel zu schieben. Die Leute kauern aber immer noch in ihrem Halbdunkel, auf einem leeren Platz, umringen demütig den Tod. Der Tod fängt wieder von vorne an: *"Ich bin jetzt tot!"*, sagt er, nun deutlicher werdend. In seiner Stimme ist etwas vom Aufruhr aller Toten zu spüren, eine Spur Trauer, etwas Schmerz und ein wenig Zorn. Nochmals hält der Tod den Atem an, als müsste er Luft holen.

*"Ich bin jetzt tot"*, wiederholt er sich nochmals, mit nun fast drohend werdender Stimme. Beim Sprechen des Satzes hat er für einen Augenblick den Kopf bewegt, und die Leute haben in sein Gesicht sehen können: es ist leblos, versteinert und von fahler Hautfarbe, aber in den Augen liegt noch ein fahler Glanz erlöschenden Feuers. Diesmal aber spricht der Tod weiter, richtet sich herausfordernd an die stumm dasitzenden Männer: *"Ihr da, wisst ihr denn wirklich, wie es ist, tot zu sein, wisst ihr denn, was das ist: der Tod?"*.

Keiner antwortet. War es überhaupt eine Frage? Ist dies denn wirklich die Rede eines Toten? Was für ein Spiel wird hier gespielt im Zwielficht des frühen Tages, mit dem Tod, mit dem Leben, mit den Ueberlebenden? Aber wenn dies hier nicht todernste Wirklichkeit ist, worauf denn haben die Leute so lange gewartet, weshalb hören die Leute so aufmerksam zu? Jedes Schweigen lesen sie von seinen Lippen, jedes verlorene Wort heben sie fröstelnd auf.

Später redet der Tote vom Leben, das er hinter sich gelassen hat, seinen Frauen, seinen Kindern, seinen Freunden. Er spricht vom Land, von der Fruchtbarkeit der Aecker, von den Tieren im Stall und im Wald, von den Bäumen und den Biegungen der Flüsse, von Sonne und Niederschlag und der kommenden reichen Ernte. Satz um Satz ordnet er das Leben nach dem Tod, sein eigenes Leben nach seinem eigenen Tod. Er werde nicht weggehen, werde immer da sein, verspricht er, aber man werde ihn nie mehr sehen. Wie ein Schatten werde er den Menschen folgen und sie schützend begleiten. Er werde die Feinde herholen, damit sie zerstört werden könnten. Er wolle Reichtum sähen, hinterlässt deshalb den Leuten eine kleine Menge von Getreidekörnern für die kommende Aussaat. Er möchte seine zurückgelassene Habe verteilen, seine Frauen den besten Männern

geben, seinen Speer dem liebsten Sohn hinterlassen. Er sei gekommen, damit es keinen Streit gebe um Hab und Gut, um Frauen, Perlen, Kühe und Kinder. Er sei gekommen, um das Dorf zu segnen.

Wie die ersten Sonnenstrahlen die Spitze des Speers treffen, erlischt die Erscheinung des Todes. Spurlos wie er gekommen ist verschwindet er wieder, löst sich in Nichts auf. Die ersten Schatten des Tages strecken sich über die nasse Erde. Zögernd fällt die Menge auseinander, die Zwischenräume der Steine füllen sich wieder mit rieselndem Leben.

Es soll passieren, erzählen die Anyuak, dass der Tote am Ende seiner Rede umfällt und wie tot am Boden liegen bleibt. Auch soll es geschehen sein, dass der Tote nicht mehr aufsteht und stirbt, dass aus dem Spiel mit dem Tod bitterer Ernst wird. Dann, so sagt man mir, würde die aufgehende Sonne keine Seele mehr finden auf dem grossen Platz in der Mitte des Dorfes.

Nach dem Fortgehen des Toten suchen sich die Hinterbliebenen ihre Sachen zusammen und richten sich ein, mit Gegenständen, neuen Hausbewohnern, Schulden und Guthaben. Der Tod taucht langsam unter in der lautlosen Tiefe der vergangenen Nacht, aber die Spitze seines Speeres wühlt noch eine ganze Weile in der Masse schwerer Gedanken: man bespricht sich, munkelt und deutet, geht dann seine täglichen Wege. Das Leben nimmt seinen Fortgang, zieht weiter, schleppt dicke Schatten über die staubige Erde, reibt sich an den scharfen Gräsern des Lichts seine entblösste Schulter wund.

Auf solche Weise regeln die Anyuak ihren Nachlass, reden noch einmal mit den Ueberlebenden.. Oft kehren sie für kurze Zeit zurück, sprechen zu den Hinterbliebenen durch Träume, in Symbolen, durch Schicksalsschläge oder andere Personen. Gewisse Menschen erscheinen auch in Tierform; besonders von Königen weiss man, dass sie oft als Schlangen oder Leoparden in die Welt der Menschen zurückkehren und dort ihr Leben beweisen.

*"Warum bist du jetzt nicht tot?!"*, fragen mich die Anyuak entsetzt, wie ich den Biss der tödlichen Schwarzen Kobra überlebt habe. Irgendetwas kann wohl nicht stimmen - denken sie, denke ich - bei so viel Glück. Ein normaler Mensch wäre wohl schon längstens tot, sagen sie sich, und vermuten Unheimliches.

Auf den Vorwurf, immer noch am Leben zu sein, finde ich keine passende Antwort. Geniert suche ich nach Worten. Soll ich mich dafür entschuldigen? Aber so viel offenes Glück macht auch mir Angst. Der König redet mit mir einmal über Okoth, einen seiner erwachsenen Söhne: *"Der ist viel zu ruhig, viel zu stumm"*, erklärt er mir, *"es nicht gut, so ruhig und wortkarg zu sein. Eines Tages wird er explodieren. Wie ein Vulkan wird er Feuer speien, alles in Asche legen. Ja, bestimmt, eines Tages wird er in die Luft gehen"*. Habe ich schon zu viel "Glück" gehabt? Wird mir eines Tages all das gesammelte Glück auf den Kopf fallen, mich wie ein Bergsturz unter sich begraben? Wie lange werde ich meine Tode überleben können? Wie lange noch wird es das Leben mit

meiner Gegenwart aushalten? Wie viele Tode warten noch, damit ich sie schmerzlich überlebe?

Einmal - es ist schon lange her - bin ich rücklings aus dem fahrenden Zug gefallen. Wir fünf Buben kamen von einer Bergtour zurück. Damals hatte es noch Türfallen an den Eingangstüren der Rhätischen Bahn, richtige, geschwungene Türfallen mit Klinken. Weil es keinen Platz in den Abteilen mussten wir uns mit den Skis in der Hand und den Rucksäcken auf den Rücken im engen Vorraum des Zuges zusammendrängen. Ich hatte meinen Rucksack an die Türe gelehnt und wollte mich nach einer Weile auf ihn setzen. Der Rucksack hatte sich aber in der Türfalle verfangen, so dass ich die Klinke beim Absitzen niederdrückte und die Türe plötzlich aufging... Ich fiel nach hinten ins Leere... Die grossen Buben standen bewegungslos und vor blankem Entsetzen wie verstarbt da, nur der kleinste unter den Buben reagierte blitzschnell, packte mich an meiner orangenen Känguru-Windjacke und zog mich wieder in den Zug. *Zum guten Glück* (wie wir dann sagten) war erst mein Körper aus dem Zug gefallen und meine Füsse immer noch auf dem festem Boden des fahrenden Zugs; einen Sekundenbruchteil später wäre es für eine Rettung zu spät gewesen. Mein Lebensretter wurde später übrigens ein flinker Eishockey-Goalie und hütete lange das Tor des Hockey-Club Davos vor Verlusten einer anderen Art.

Die orangene Windjacke begleitete mich übrigens durch meine ganze Zeit bei den Anyuak. Als ich sie 1976 in Othil (in der Nähe von Akobo) über den Kopf zog, hatte sich ein Skorpion in ihr verkrochen. Ich spürte zunächst einen tiefen, schrecklich schmerzhaften Stich, ohne zu wissen, wie mir geschah. Der Skorpion versuchte, wegzukommen, aber er war völlig eingeschlossen und fand keinen Ausweg: langsam und mich pausenlos stechend kroch er über meinen Oberkörper hinauf bis zur Schulter um endlich - nach einer Ewigkeit verzweifelten Schüttelns - aus dem linken Aermel der Windjacke zu fallen. Meine Schreie und mein wilder, ruckartiger Schmerz hatten damit allerdings noch kein Ende, im Gegenteil: noch während Stunden schossen die Stiche des Skorpions wie Stromschläge durch meinen Körper, elektrisierten jeden Zentimeter meines Körpers und meines Gehirns. Ein einzelner Stich der Skorpione im Südsudan ist nur selten tödlich, aber durch die Vielzahl von giftigen Stichen wurde ich in eine Zeitbombe verwandelt, die stossweise explodierte und mich jeden Augenblick in Stücke zu reissen drohte. Ich war beinahe besinnungslos vor Schmerz und dennoch bei seltsam klarem Bewusstsein. Zum ersten (und auch zum letzten) Mal sah ich in mein Bewusstsein hinein wie in einen vor Energie brennenden Lichtkörper, ein greifbares Gefäss in welchem Klarheit, Verwirrung, Schmerz und jähes Gelächter einander kreuz und quer durch den leeren Raum jagten. In der Erinnerung dieses Erlebnisses bleibt mir der wilde, tollwütige Schmerz aber auch der Witz meiner Gedanken, das fast unmenschliche Lachen über den eigenen Zustand.

In den schneeweissen, senkrechten Felsen der *Calanques* am Mittelmeer ist der Tod einmal nur zwei Meter über mir stehengeblieben: ich war dabei, durch ein enges, viereckiges Couloir hinaufzuklettern als mein Seilgefährte Robert Romanetti (den wir seiner Herkunft wegen "Le Corse" nannten), schon auf dem "Gipfel" angekommen, durch eine unglückliche Bewegung mit dem Seil einen grossen Felsbrocken löste. Der

Felsbrocken hatte die gleichen Dimensionen wie das Couloir und fiel wie ein viereckiger Stöpsel auf mich zu... In der Erinnerung sehe ich noch, wie es dunkel wird über mir und der Block rasend schnell auf mich zu kommt, ich weiss auch noch, wie lautlos das alles geschehen ist, wohl weil der Felsbrocken nirgends aufstiess sondern nur senkrecht ins Leere fiel. Ich sehe auch noch das im Mistral schäumende Meer unter dem blauen Himmel und höre die völlig verzweifelte Schreie meines Freundes, spüre die fürchterliche Totenstille danach, als der Felsblock sich nach dreissig Meter Flug nur einen Meter über mir in die Seitenwände klemmte und sich im Felsen festrammte. "*Lebst du noch, lebst du noch?*", schrie mein Freund, aber ich brauchte Zeit um mich zu besinnen und noch mehr Zeit, um Worte zu finden und meinem entsetzten Freund mein Ueberleben mitzuteilen. Das Seil war zerrissen, aber schliesslich gelangte ich doch noch - mich an Rissen, Ritzen und Vorsprüngen haltend - über den Felsbrocken hinweg und hinauf ans warme Licht der Sonne und zu den duftenden Stauden des Rosmarins. Bei dieser Erinnerung bleibt mir der hilflose Schrei meines Kletterfreundes, seine panische Angst, mit meinem Tod zurechtkommen zu müssen.

Der weisse Lawinentod nahm auch mich einmal mit auf eine seiner überraschenden Geisterfahrten in die bodenlose Tiefe des Schnees, aber irgendwie verpasste ich es, dabei zu sein. Als erfahrener Bergsteiger wusste ich sehr genau, wie ich mich in Lawinen zu verhalten hatte, dass ich rudernd versuchen sollte, mich an der Oberfläche zu halten und mir Luft zu verschaffen. Doch als das Schneebrett sich vom Berg löste und mich mitriss, mochte ich keinen Finger rühren, liess friedlich alles mit mir geschehen und fuhr - als wäre es so abgemacht - mit ihr in immer schneller werdender Fahrt aus der hohen Frühlingssonne ins schattige Bärenental. Mit grossem, fremdem Erstaunen denke ich an dieses Erlebnis zurück, an die Stille und die Ruhe in meinem Körper, an die steil abfliessende, gleissende Fläche des Schnees und die Belanglosigkeit des Ereignisses; wie ich dem Geschehen zusehen konnte als wäre es war ein erwartetes Naturereignis, als wäre mein sicherer Tod oder mein mögliches Ueberleben nur Nebensächlichkeiten. Ohne ein Zeichen von Widerstand und eigenem Leben hatte ich alles über mich ergehen und es als selbstverständlich hingenommen, den Schnee, den Tod, den Abgrund, das feuchte, helle Dunkel vor meinen Augen. Jene Lawine war zwar nur eine unter anderen, aber sie bleibt mir in Erinnerung dieses Friedens in der Bewegung wegen, wegen dieser Harmonie von leisem Gleiten durch milden Sonnenschein in den Frühling und den Tod. Schliesslich war alles ja bloss eine Standortsverschiebung... Wirklichere Furcht überkommt mich aber noch heute bei der Erinnerung an andere "Abenteuer" in den Bergen, wo der Tod mich nicht einmal angerührt hat sondern - nachträglich mein Bewusstsein streifend - bloss knapp an mir vorüberzog: die Erinnerung an jene eisige Gletscherwand, zum Beispiel, durch welche wir der Dunkelheit wegen hinabzufahren gezwungen waren und in welcher ich mit meinen alten Holzskis ohne Kanten aus dem Gleichgewicht kam... ...mich während endlosen Sekunden zitternd auf meinen zersplitterten Bambusstöcken über dem senkrechten Abgrund hielt und schliesslich *wie durch ein Wunder* meinen Körper wieder zur Wand hin zurückbrachte... ...oder an jene etwa zehn Zentimeter breiten Stege zwischen zwei gähnend tiefen Gletscherspalten, welche ich auf einem einzigen Ski im Schuss überquerte und wo ich erst beim Hinüberfahren der tiefen Gletscherschlünde links und rechts gewahr wurde... ...oder auch nur solche einfache Erinnerungen wie jene an den kompakten Nebel in tiefer Bergnacht,

wo alle Kanten, Abgründe und Umrisse vom Nichts verschluckt waren und sich nirgends einen Ausweg zeigte und aus welchem keine Spuren hinausführten aus der Masse grenzenlosen Todes. Erinnerungen, bei welchen nichts geschah, erwecken oft grössere Unruhe als greifbare Ereignisse.

Auch mein junger Tod in Lappland ist einer kurzen Besinnung wert, mit seinen Bildern voll von smaragdgrünen Steinen, die verschwommen und zugleich glasklar vorbeirasen: ich sehe sie heute noch, wie ich in horrendem Tempo über sie hinwegsause, sehe sie in zerrissenen Wellen von Farben, gezeichnet und unversehrt, von Linien gebrochen und doch zusammenhängend, fremdes Licht ins undurchsichtige Dunkel einlassend, wie ölige Schuppen auf meinem silbrigen Körper, wie er da durch den Leib des tobenden, vor blinder Wut schreienden Flusses in Sprüngen stromabwärts schnellte. Die Erinnerung an mein Ertrinken war wohl des wahnsinnigen Versuches wert, splinternackt und wie Christophorus mit einem Zelt und einem Rucksack auf dem Kopf und einem langen Stock in der Hand den eisigen Rapafluss überqueren zu wollen. Schliesslich hatten wir das Abenteuer nur unternommen, weil es schon andere mit dem Leben bezahlt hatten! Mein Tod war also erwartet. Ich hatte es bis zu einer kleinen Moräne mitten zwischen verschiedenen wild aufbrausenden Flussarmen geschafft, doch dort angekommen erkannte ich die Unmöglichkeit jedes weitem Fortkommens. Das Wasser tobte und dröhnte, krachte und peitschte, zischte und wütete. Ich musste umkehren, wieder ins eiskalte Wasser tauchen, stemmte mein ganzes Körpergewicht gegen die anstürmenden Wassermassen; ich glaubte, es würde mir auch diesmal gelingen, liess mich fast ganz vornüberfallen nur um nicht umzufallen und wegzukippen, wählte mich schon fast in Sicherheit als dann, genau in der Mitte des Flusses, eine gewaltige Welle mich mit einer einzigen Bewegung niederschlug, mich in die Tiefe riss und wegspülte. Mit aufgesperrten Augen trieb ich in rasender Fahrt weg, an Steinen aufschlagend und über den Boden des Flusses rollend durch immer schneller werdende Farben hin zu einer leuchtenden Durchsichtigkeit von glasklarem Traum, von Kristall und Tod. In der Erinnerung sehe ich mein schnelles Dahinpurzeln wie erstarrt, in einer Art von Stillstand, wie in einem abstrakten Bild voller Bewegung und Farben, in welchem der Zuschauer sich seinen eigenen Sinn zurechtlegt. Es ist eine schöne Erinnerung, aber vielleicht auch nur, weil ich damals noch jung und sehr stark war, und voller Lebensfreude. Meine Freunde fanden mich übrigens später leblos weiter unten am Fluss, rieben mich warm und holten mich so ins Leben zurück. Aber ich wäre wohl auch alleine wieder aufgewacht, so wie auch anderes vom Fluss weich geschlagenes Holz irgendeinmal wieder trocknet und weiss wird.

Wie der Tod durch Schlangenbisse gehört auch mein brutales Verdursten zu den Erinnerungen aus meiner Zeit mit den Anyuak, zu den vielen andern für mich mehr oder weniger unfassbaren Geschichten. Ich hatte bereits das Bewusstsein verloren und lag tot am Boden, von hilflos jammernden Trägern umringt. Nur das herzerreissende Klagegeheul tränenüberströmter Buben und die brutalen Versuche der Männer, mein Geschlecht mit feuchtem Schlamm, den die Kinder durch Zufall in der Nähe gefunden hatten, wach zu kneten erweckten mich wieder zu einer Art von irdischem Leben, obwohl das eigentliche Bewusstsein erst viel später zur Besinnung fand. Unbeschreiblich zufällig schien meine Rettung, denn während Tagen hatten wir vergeblich nach Wasser gesucht und

beim Graben viel Zeit und Kraft vergeudet; wir liefen nur nachts, verbrachten die heissen Stunden des Tages unter schattigen Bäumen liegend. Wie sich unser alter Koch in der Wildnis verlaufen und ich mich unvorsichtigerweise zu der Suchgruppe gesellt hatte, wurde der Durst bedrohlich, dann gewalttätig und schliesslich brutal. Vergebens hatten meine Begleiter noch versucht, mir von ihrem Urin zu geben - auch ihre Blasen waren leer - , dann überschlugen sich die Ereignisse: ein schnelles Eintrocknen der Zunge, ein offenes, eisernes Maul, verzweifelt nach Wasser und Luft schnappend, Wasser, das es nicht gab, Luft, die wie Staub auf den Lippen kleben blieb, der hilflose Versuch, den Mund zu schliessen und noch aus den Augen zu sehen... Alles dauerte dann nur noch wenige Sekunden; einige schnelle Schritte, - und schon war alles vorbei. Ich fiel um, lag plötzlich leblos unter den Bäumen und den hohen, luftigen Sprüngen flüchtiger Antilopen. Niemand konnte ahnen, dass nur 500 Meter von diesem Platz entfernt sich ein kleiner Tümpel mit etwas Wasser befand und mir solch brutaler Tod also hätte erspart werden können. Nur die Buben hatten diese wie grosse Insekten überall durch die Luft fliegenden Antilopen mit der möglichen Nähe von Wasser in einen Zusammenhang gebracht und deshalb die ganze Umgebung nach irgend etwas Feuchtem abgesucht: ohne ihre feuchten Klumpen von erlabendem Schlamm wäre ich wohl für immer dort - mitten im Paradies - auf der Strecke geblieben. Wie ich schliesslich wieder zum Leben erwacht war und auch die 500 Meter bis an das kleine stehende Gewässer hinter mich gebracht hatte, fand ich dort unter Tausenden von trinkenden wilden Tieren und Vögeln unsere vorausgegangenen Murle und Anyuak Männer rauchend in kleinen Grüppchen am Feuer sitzen; sie empfingen mich wie einen fremden Geist, begutachteten mich voller Misstrauen argwöhnisch von Kopf bis Fuss. *"Warum bist du jetzt nicht tot, wo du doch schon gestorben bist?"*, schienen sie zu fragen, sagten aber nichts, schauten bloss nachdenklich ins rauchende Feuer. Erst später in der Nacht wollten sie begreifen, dass ich nun eben wieder Mensch geworden und wieder zu ihnen gehörte.

*"Das ist wie Tod"*, sagten die Anyuak, als mein Haus mit all meiner Habe abgebrannt war und hielten sich für Wochen fern von der Unglücksstätte. In der Tat: am eigenen Leibe habe ich den Tod noch selten so unmittelbar und gleichzeitig so unwirklich gesehen. Vielleicht wäre ich wirklich mitverbrannt, mit meinen Kleidern, meinen Büchern und der Schreibmaschine, meinen Gedanken, meinen Rucksäcken, meinen Aufzeichnungen, meinem Geld, meinen Erinnerungen und all dem andern herumliegenden Zeugs, wie die Anyuak später behaupten; einige junge Männer hatten mich nämlich im letzten Augenblick mit Gewalt festgehalten und mich so daran gehindert, noch irgendetwas Irdisches aus den Flammen zu retten. Es wuchs kein Gras über die Geschichte, die Erde unter der Asche war von der glühenden Hitze rotgebrannt und unzerbrechlich geworden. Frauen stahlen mir dann selbst noch diese Ueberreste, denn sie konnten die gebrannte Erde gut zum Bau ihrer Kochstellen gebrauchen.

Mein letzter Tod liegt noch nicht weit zurück; er ereignet sich in Pochalla, genau an der Grenze zwischen Aethiopien und dem Sudan. Das Land der Anyuak ist nämlich - wie so viele Stammesgebiete in Afrika - von den Kolonialmächten auf absurde Weise künstlich in zwei Teile getrennt worden: auf der rechten Seite des Akobo-Flusses lebt man in Aethiopien, auf der linken Seite im Sudan. Diese völlig widersinnige politische Zweiteilung des Landes hat es den Anyuak immer wieder erlaubt, den Verfolgerstaaten



diesseits oder jenseits der Grenze zu entkommen: man brauchte ja bloss den Fluss zu überqueren, um sich in einem fremden Staat in Sicherheit zu wähen. Manchmal allerdings kümmerten sich auch die fremden Herrscher nicht um die gemeinsame Grenze und verfolgten ihre Feinde bis weit ins Landesinnere hinein.

Wie immer kommt der Tod überraschend, aber diesmal nimmt er sich Zeit. Schon den ganzen Tag über sind uns die Kugeln der Angreifer über die Köpfe geflogen, wie wir da hinter Sandsäcken am Boden liegen und uns schweigend schwere Gedanken machen. Gegen Abend verdunkelt sich der Himmel, es beginnt zu blitzen und zu donnern, dann zu regnen; dann fällt der Tag in plötzliches Dunkel. Blitze und die grellen Leuchtspuren des Kugelhagels fliegen nun fast parallel im rollenden Donner durch die rabenschwarze Nacht um die Wette, immer in dieselbe Richtung, direkt über unsere Köpfe. Gelbe, rote und grüne Striche durchfurchen den Himmel, brechen die Wolken auf, lassen den Regen auf unsere fast nackten Körper prasseln; wir sind bis unter die Haut durchnässt, die Haare überkleben die Augen, aber wir dürfen uns nicht bewegen, können nirgends sonst Schutz suchen - vor den Kugeln, vor dem Regen, vor der Nacht. Die Angreifer sind jetzt keine zehn Meter mehr von uns entfernt, man hört sie reden da unten im Flussbett, hinter dem Gras; verstehen können wir sie nicht. Wir spüren, wie sich die Gefahr nähert, sich still an unsere Körper heranschleicht. Ein Mädchen sagt zu sich selbst mit hörbarer Stimme: *"Ich will nicht. Ich bin zu jung zum Sterben. Ich will nicht!"*. Wer möchte denn schon, und wer ist denn hier nicht noch zu jung zum Sterben? Plötzlich aber zögern wir nicht mehr. Der Instinkt wird stärker als alle unsere Ueberlegungen, als unsere Furcht und unsere Vernunft, weckt uns aus unserer Todeslethargie und befiehlt uns, so schnell wie nur möglich das Weite zu suchen. Innert weniger Sekunden füllt sich unser Fahrzeug mit neun meiner Kinder und zwei äthiopischen Frauen, rast durch das flackernde Dunkel.

Eine ganze Armee hat offenbar nur darauf gewartet, dass wir eine falsche Bewegung tun, nimmt unser weisses Fahrzeug ins Visier und beginnt aus allen Rohren auf uns zu schießen: *lebend oder tot*, sagen sie sich wohl, feuern aus knapp 200m Distanz aus Bazookas, Kanonen und Maschinengewehren auf den fliehenden Feind, besprühen uns ununterbrochen mit Kugeln und Raketen. Ihre Schüsse fliegen knatternd heran, explodieren vor unsern Augen, reißen Löcher im Metall auf, pfeifen durch uns hindurch und zischen hinweg. Das Knallen trommelt uns an die Stirn, die Explosionen verschlagen uns den Atem; wir halten den Kopf tief, geben Gas, rasen blind durch die aufgewühlte, kochende Nacht, ducken uns instinktiv; die Frauen versuchen, unter die Körper der Kinder zu kriechen, die Kinder wehren sich wütend, reißen den Frauen die Kleider ab, zerkratzen ihre Körper. Schreie mischen sich in die roten Leuchtspuren, Blitze brechen die Fenster in Stücke, das Auto fährt auf einen Hügel aus aufgehäufter Erde, kippt auf die Seite, schwankt hin und her, beugt sich über die offenen Gräben der Bombenunterstände, fällt dann irgendwie doch wieder auf die Räder zurück, saust ruckartig in eine andere Richtung, quer durch den Kugelhagel, hinein in das zersplitternde Eisen des Donners und hinweg über die scharfen Scherben des zerschossenen Himmels. Immer wieder dieser metallische Knall von streuenden Kugeln an meiner Schläfe, das grelle Zischen der Farben unter meinen geschlossenen Lidern, das dumpf dröhnende Rauschen vom strömenden Blut der Kinder, das unterirdische Beben der zusammenbrechenden Nacht, das Zucken der nackten Frauenkörpern im blutigen

Streit um Ueberlebenschancen mit den Buben, und dann dieses wie wahnsinnig klopfende Herz: atemlos schauen wir unserer kollektiven Hinrichtung zu, fühlen, wie blitzende Säbel durch enge Schlitze in unser Bewusstsein stossen, dort Gedärme aufreissen und Schlagadern durchschneiden, merken es kaum noch, dass wir quer über und unter einander im Dunkel einer Kiste liegen, uns ineinanderkrallen um uns besser am Leben zu halten, ohne eigene Bewegung unser Ende abwarten, - das Gemetzel, das Blutbad, den Schlamm, die gebrochenen Glieder, den letzten Aufschrei von Einsamkeit. Wir rasen dahin, verfolgt von Blitzen und Kugeln. Schon längst habe ich die Herrschaft über das Auto verloren, lasse es fliegen wohin es will, durch peitschendes Dunkel, durch den Schwarm der Leuchtkugeln und durch das Dickicht der Wolken, durch die Gräben und das Gras, durch den Himmel und die schwarzen Löcher der Sterne. Blind sausen wir so unserm sichern Tod entgegen, als eine stumme Masse von rasendem Leben, mit dem Kopf nach unten, verbeult und verschlagen, ohne Licht und ohne Besinnung.

Langsam entfernen wir uns. Noch immer fliegen die Kugeln hinter uns her, aber die Einschläge werden seltener. Nur die Leuchtspuren der Raketen folgen uns, explodieren nur noch zufällig auf unserem Weg; krachen meist hinter oder neben unserem Fahrzeug. Wir schöpfen Hoffnung: vielleicht bewegen wir uns doch in die richtige Richtung. Wie sich das Dunkel gespenstisch mit Tausenden von fliehenden Menschen zu füllen beginnt sich die Spannung zu lösen. Die Knäuel der Kinder und Frauen beginnen sich zu entwirren. Ohne nach hinten zu schauen frage ich die Kinder, ob es ihnen allen gut gehe, aber ich bekomme keine Antwort. Verzweifelt schauen wir auf die Masse von Flüchtlinge links und rechts auf unserm Weg in die Ferne.

Später, immer wieder, diese Frage: weshalb hatten mich die unbekanntes Soldaten zu ihrer Zielscheibe gemacht? Was war unser Verbrechen? Alle bisherigen Tode hatten ja doch eine Erklärung, standen in einem Zusammenhang, waren irgendwie verständlich. Dieser hier aber war reines Morden. Kein Zufall, kein Unglück, auf kein Abenteuerlust zurückzuführen. Anonyme Mörder, anonyme Opfer, beide sich fremd. Man hätte wohl behauptet, es sei ein Missverständnis gewesen, eine Verknüpfung unglücklicher Umstände, sozusagen ein dummer Zufall: so wie jemand in menschenleerer Landschaft von plötzlichem Blitzschlag getroffen wird. Man hätte mir vielleicht noch vorgeworfen, mich zu weit an unsichere Grenzen gewagt, das Risiko solcher Gefahr gesucht und mich also bewusst dem Tod ausgesetzt zu haben. Und dennoch meine harte Frage an mich selbst: Weshalb dieser blindwütige Angriff einer ganzen Armee auf eine einzelne, unbewaffnete und (wie ich glaubte) harmlose Person in Begleitung von Kindern und Frauen, - und weshalb durchschlugen die Kugeln bloss unsern Motor, unsere Karosserie, unsere Fenster und Rücklichter, wie konnten sie bloss ihr Ziel verfehlen? Ich erinnere mich, dass ich während unserer wilden Flucht nicht nur an unsere Kinder dachte sondern auch an die Soldaten im Fluss. Ich wünschte mir, dass mein Mörder ein sympathischer Mensch gewesen wäre, - und unschuldig an meinem Tod. Dann wäre ich wenigstens einen sinnlosen Tod gestorben, und das wäre doch immerhin ein mildernder, tröstlicher Umstand gewesen.

Immer wieder rede ich mir ein: *Das kann doch nicht wahr sein. Es war wohl alles ein böser Traum. Ich lebe ja noch, auch die Kinder leben, auch wenn sie sich jetzt für das*

*Verhalten der Frauen grausam rächen, wild auf sie einschlagen, versuchen, sie bei lebendigem Leibe in Stücke zu reißen, auch wenn die Fetzen schon wieder fliegen. Auf meinem Rückweg ins kenyanische Dorf werde ich überall von den Leuten umarmt, als wäre ich vom Tod auferstanden. Alle reden von Baraka, meinem Schutzengel, sagen, dass Gott mich lieb habe. Man tanzt und tanzt.*

Ich mag die Freude nicht teilen, bin mir meines Lebens nicht mehr sicher, staune über meine Gegenwart. Ich schaue die Leute an, als kämen sie aus einem andern Leben, sehe alles neu, taste mich an die Dinge heran als wären sie die Fremdkörper. Die Leute schauen verstohlen auf das tiefe, runde, eiternde Loch in meinem Rücken. Die Kinder weinen, als hätten auch sie es noch nicht ganz überlebt.

Nach dem Ueberfall hatte ich noch geglaubt, mit dem Leben davongekommen zu sein. Doch dann merke ich, dass ich in jener Nacht doch auf der Strecke geblieben bin: mein Selbstbewusstsein hat physischen Schaden genommen, an Augen und Ohren, an Herz und Seele, an Händen und Füßen, an Geschlecht und Gedanken. Ich spüre die Verwandlung am eigenen Körper. Ich kann die alten Zusammenhänge nicht mehr finden; die Gewohnheiten und die Selbstverständlichkeiten sind abhanden gekommen; alte Briefe liegen bei meinen Freunden unter dem Tisch. Ich kann es mir nicht erklären. Fragen schiessen von allen Seiten auf mich zu, durchschlagen mein Bewusstsein, durchlöchern es; der alte Inhalt zerrinnt wie die Zeit in einer Sanduhr, verfremdetes Licht rieselt hinein. Wo bin ich? Bin ich noch? *"Wisst ihr, was es heisst, tot zu sein?"*. Die Stubenuhr dröhnt, als wollte sie explodieren. Wenn ich rede, will mir keiner zuhören, wenn ich schreie, will mich keiner verstehen. Meine sterblichen Ueberreste begleiten mich, und damit sie nicht vorzeitig zu riechen anfangen betupfe ich sie mit *Egoiste*-Deodorant: der Schweissgeruch der Toten ist besonders abstossend. Jeden Abend lege ich meinen eisigen Fremdkörper zu den warmen Träumen der Mädchen, zu den Hunden in der Asche, unter das Leuchten der Sterne, suche Vergessen im Schlaf. Jeden Morgen schaue ich in den Spiegel und vergewissere mich, dass ich noch da bin. Wie ich umfalle ist der Spiegel nur noch voller Wolken und blauem Licht.

*"Ich bin jetzt tot"*, sage ich trotzig und blicke erstaunt um mich. Die Leute sitzen stumm im Kreis. Eigentlich sollte es sie ja nicht mehr geben, eigentlich sollte mein Zimmer jetzt leer sein, eigentlich sollten nur noch Erinnerungen an den Wänden hängen. Ich sollte hier nicht mehr zu finden sein, sollte nun nicht mehr nach Staub und Sinn suchen; alles Rufen müsste hier jetzt ungehört verhallen, auch das Nachrufen und das Trauern. Wie besessen suche ich nach den Löchern, die ich hier doch eigentlich unter den Lebenden aufgerissen haben sollte, nach Beweisen meiner fehlenden Gegenwart. Ich finde nichts. Keiner glaubt mir meine Abwesenheit. Würde ich fehlen, würde man mich suchen lassen, möglicherweise gar mit Steckbrief. Aber weil man mich noch am Leben glaubt, bemerkt niemand mein Fehlen: kein Wort tröstlicher Erinnerung, kein Lebewohl oder auf Wiedersehen. Zu tief stehen sie wohl alle noch in ihren eigenen Löchern, suchen von dort furchtsam den Himmel nach Bomben ab, fühlen sich in ihren von Wellblech und Gras überwachsenen Unterständen schon wie zuhause. Ich wundere mich, dass die Toten hier immer noch nicht vermodert sind, immer noch fleissig Hände schütteln, immer wieder aus dem Haus gehen ohne die Tür zu schliessen, immer noch ihre gebrochenen

weissen Knochen flicken lassen. Ich staune, dass ich noch hier bin, finde mich abwesend und gleichzeitig doch seltsam lebendig, renne wie wahnsinnig geworden auf und davon, stecke den Kopf ins eiskalte Wasser. Ich grabe nach Ueberlebenden, tapeziere mein Zimmer blau, verschiebe die Gegenstände, lege mich zu den Lebenden, suche nach Vergessen. Bei jeder Begegnung grüsse ich alle sehr freundlich, als wäre es das letzte oder das erste Mal, vertiefe mich in die Bilder an den leeren Wänden, lasse mir das warme Wasser lange und langsam über den dampfenden Körper laufen, schaue jedem fallenden Tropfen nach. Zu meinem Erstaunen grüssen die Leute zurück, freundlich, langsam und wie von fern, als wäre auch ihnen noch nichts geschehen; die Bilder öffnen behutsam ihren Hintergrund und verweisen auf das Leben in ihnen, das heisse Wasser verschwindet kreisend und gurgelnd aus der Dusche in die schwarzen Röhren der Tiefe, reisst einen Haufen Luft hintennach. Alles geht in Ordnung. Die Fragen lassen mich nicht los: Es hat wirklich keinen Sinn, so zu tun, als wäre nichts Besonderes gewesen. Als ob ich bloss Glück gehabt hätte, so wie bei allen meinen andern Toden, als ob der kommende Tag nicht nur ein weiterer Schritt durch die Jahreszeiten sei. *"Ich bin jetzt tot"*, sehe das Leben aus nächster Nähe, könnte es beinahe in die Hand nehmen: es ist zutraulich, vertrauensvoll und kein bisschen fremd. Dabei hatte ich mir meinen seltsamen Zustand doch als wachsende Verfremdung und späte Folge eines verständlichen Schocks erklärt. Und nun ist alles so selbstverständlich, klar und einleuchtend. Ich habe mich selbst überlebt, schaue mir nach wie ich da weggehe, schaue hinaus auf die Felder: in der Ferne erkenne ich Menschen auf der Flucht vor Gewittern, sehe sie hinstürmen zu ihren Gräbern, sich im Sturmwind weit und tief über ihre eigenen Geschichten beugen, sich gegen die Strömung stemmen, den Schweiß von der Stirn und die Tränen aus den Augen wischen. Alles scheint mir vertraut, die Angst wie die Hoffnung.

*"Wisst ihr, wie es ist, tot zu sein?"*. Ich weiss es nicht. Aber in mir wächst das Erstaunen über mein Ueberleben, mein ständiges Dasein, mein unbesonnenes Begehen von schmalen Brücken über dem Abgrund.

Weshalb überlebt man? Zu viele Tode wohnen nun schon in meinem Haus. Zu oft habe ich die Heimat verlassen, zu selten bin ich unverbraucht zurückgekommen. *"Endlich wieder jemand, der in meiner Stube raucht, oh wie schön"*, sagte meine alte Tante beim letzten Wiedersehen. Viele Fensterläden haben sich geschlossen über dem Haus, zeugen von der Abwesenheit des Bewohners. Noch brennt das Licht, noch steigt etwas Rauch steil aus dem Kamin, noch flattert ein Rest meiner Seele im Gebälk; aber das kleine Fenster, durch welches die Seele ins Freie fliegt, steht bereits halboffen. *"Wer als Letzter das Haus verlässt soll bitte das Licht löschen"*, steht irgendwo geschrieben. Die Nachfahren zahlen nicht gerne für schon verbrannten Strom. Wer wird das letzte Fenster schliessen, die letzten Bücher hinaustragen, die letzten Wände einreissen? Mir ist, als geschähe mir alles zu Lebzeiten, als sanken meine Erinnerungen schon jetzt in die lautlose Stille fallender Lärchennadeln, unter den weichen Teppich in "Stockers Gärtli" (wie mein Onkel liebevoll den Davoser Waldfriedhof nannte), zu den vielen von Moos bewachsenen Steinen, die hier wie artfremde Findlinge vergangene Bewegungen markieren. Einmal möchte auch ich noch zurückkommen und das Leben segnen.

Sonne dringt durch die Lärchennadeln des Friedhofs, dann fällt Schnee und deckt den Boden. Die Leute gehen lautlos nach Hause, ziehen sich aus, legen sich hin und warten lange auf den Schlaf. Ich versuche, die träumenden Leute zu berühren, doch erschreckt weichen sie zurück. Den Tod fässt man nicht an, vom Tod lässt man sich nicht anfassen. Ich schaue versonnen in den tiefblauen See dieser Landschaft, spiele mit meiner Gegenwart im Wasser, versuche, den schwarzen Schatten, welcher der Länge nach auf dem Seeboden liegt, zu bewegen: das Bild wellt sich, gleitet davon, glättet sich wieder. Ich werfe einen grossen Stein ins Wasser; Blumen- und Grassamen treiben hinaus ins uferlose Weite, wie ich da - wie von mir selbst verlassen - langsam in tiefes Vergessen sinke.

Ich denke an mein Leben zurück: *Ich hatte ja wohl nicht den Hauch einer Chance.*